

Sachsische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 27. Oktober 1896.

Verleger Gustav Neumann, Neudamm 11.

Anzeige-Gebühren für die in diesem Blatt... 188.

Das deutsch-russische Verhältniß bis 1890.

Die sensationellen Entfaltungen der „Samb. Nachr.“ über das deutsch-russische Verhältniß bis 1890 haben natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

Unmittelbar auf die Ausführungen gegen die „Samb. N.“ folgt, wie wir schon gestern kurz mitgeteilt, die „N. Fr. Z.“

England herausbildet, so können Umstände eintreten, die beweisen, daß Italien, das in Afrika mit England gemeinschaftliche Interessen hat...

Sehr richtig bemerkt hierzu die „N. Fr. Z.“: Unter Verhältniß mit Oesterreich-Ungarn hat, oder hatte ja jener Zeit, Frankreich unmittelbar nicht im Auge.

Deutsches Reich.

\* Kaiser Wilhelm nahm gestern Vorlesung entgegen und gedachte Abends nach dem Krupp'schen Schießplatz bei Wlpen abzureisen.

\* Prinz Heinrich ist gestern Abend 9 Uhr 50 Min. auf der Wittspassstation eingetroffen und hat sich alsbald nach dem Hotel Wlpen begeben.

\* Prinz Georg von Sachsen ist Sonntag Abend in Begleitung hiesiger Hof- und Militärkapellen in Kiel eingetroffen und hat dem Kaiser seine Begleitung werden bis Mittwoch die Hofbesuchungen befristigen und sich dann nach Altona begeben.

\* Die „Sächs. Ztg.“ meldet aus Koblenz: „Die Großherzogin von Baden richtete an den Ober-Bürgermeister Schuller ein Mandat zu schreiben, in welchem sie in sehr warmen Worten der Anerkennung für die Errichtung des Kaiserin Auguste-Denkmals und ihrer Freude über die Enthüllungsfest und die erhebenden Eindrücke, die sie hierbei erhalten, zum Ausdruck bringt.“

\* Gouverneur von Wismar wird heute im Laufe des Tages vom Reichskanzler empfangen werden und dürfte

dann definitiv entschieden werden, ob Herr von Wismar nach Diaritz zurückgeführt oder nicht.

\* Der Reichsanzw.“ meldet antilich die Ernennung des Herrn v. Nischhofen zum Direktor der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes.

\* An hervorragender Stelle schreiben die „Samb. Nachr.“: „Die „Sächs. Ztg.“ sagt von dem australischen Vertreter der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, Dr. Kasper, bei den letzten Verhandlungen, in denen er zu dem Hause des ersten Reichstages erschienen hätte, habe er unter dem „neuen Staat“ bei den leitenden Personen erst allmählich mancher Vortheil zu überwinden gehabt.

\* Von verschiedenen Seiten wird berichtet, daß die Ernennung des Herrn Geh. Legationsraths Dr. Kasper zum Senatspräsidenten beim Reichsgericht allfälliger vollzogen sei und die Veröffentlichung unmittelbar bevorstehe.

\* In der „Nat.-Lib. Korr.“ finden wir folgende Erklärung:

Auf dem jüngst abgehaltenen Delegiertentag der national-liberalen Partei wurde vom Centralvorstand zu Nr. 9 der Tagesordnung, „Kolonialfrage“, folgende Resolution beantragt: „Der national-liberale Parteitag wird die Regierung zu dem Entschluß zu verpflichten, eine kräftige und zielbewußte Handhabung der Kolonialpolitik zu unterstützen.“

(243) v. Gumpert.

\* Die „Dresdner Journal“ vermischt, und vom Könige Albert von Sachsen in das Schiedsgericht für die Entscheidung der Wlpen'schen Schießplatzfrage der National-liberalen Partei, die Entscheidung der Entscheidung beim Reichsgericht Dr. Singer und Dr. Petersen, sowie die Reichsgerichtspräsident Dr. Wolke, Müller und Ege betreffen werden.

\* Ueber eine russisch-französische Militärkonvention bringt auf Grund angeblich zuverlässiger Informationen, welche dem „Sächsischen Reichsblatt“ von ihrem Berliner Korrespondenten zugehen, das genannte Blatt folgende, sehr Altem wenig glaubhafte Meldung.

Wir sind in der Lage, die hofenenthalten, fast von der gesamten Presse abgelehnte Mitteilung englischer Blätter über das Verhalten einer russisch-französischen Militärkonvention in allen Punkten bestätigen zu können, nur diese nach unten hin zu verlegen. Der vom Präsidenten Carnot und dem Minister Freycinet vorbereitete Vertrag wurde vielmehr schon im Jahr 1892 zum Abschluß gebracht.

\* Der Marine-Festtag für das Jahr 1897/98 ist, wie schon gestern kurz gemeldet, festgesetzt und gelangt in diesen Tagen an den Bundesrat. Er weist gegen das Vorjahr eine Erhöhung auf. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß eine in möglichst Grenzen gehaltene Vermehrung sehr wünschenswert ist, wenn nicht eine Erhöhung über ein Mindestmaß eintreten soll.

Die Erhöhung des Etats scheint zunächst aus den Vorhänden wegen des Ausbaus einiger neuer Kreuzer herorzugehen. Außerdem wird das Personal vergrößert, was bereits in einer Denkschrift begründet wurde, die dem Reichstag vor drei Jahren zugeht. Darin war eine Vermehrung des Personals auf eine Reihe von Jahren (bis 1900) vorgeschlagen, so daß also fortwährend bis zum Schluß der Frist in jedem Jahre eine schrittweise Vergrößerung des Personalstandes im Reichshaushalte zu erwarten ist.

Diese Maßnahmenvermehrung beruht auf einer ganz allgemeinen Erhöhung der dem Personal zuzurechnenden Mittel. In früheren Jahren bestrahlte man in den Seehäfen den Mannschaftenbestand auf das Notwendigste und

RECHTSGEBUNG UND VERWALTUNG









(Nachdruck verboten.)

## Herbstblüthe.

26)

Roman von Clariſſa Lohde.

Mit dem Austausch von Reifeerlebnissen in den von Weiden besuchten fremden Ländern hatte das Gespräch begonnen, und da Ottomar in seiner Nachbarin sehr bald schon eine sehr unterrichtete Dame erkannte, die nicht allein Vieles gesehen, sondern auch über Vieles nachgedacht hatte und sich für sehr Vieles interessirte, lenkte er die Unterhaltung auf ernstere Dinge hinüber.

Manche soziale Frage war schon berührt worden, so auch die Frauenfrage. Ottomar sprach seine Ansicht dahin aus, daß er den Frauen das volle Recht zugestehle, ihre Fähigkeiten soweit als möglich auszubilden.

„Sie fürchten also nicht die Konkurrenz?“ warf Fräulein Malten scherzend ein.

„Nein.“ entgegnete er. „Ich glaube nicht, daß eine solche Uebersahl hervorragender Frauen, wenigstens in dem lebenden Geschlecht, vorhanden ist, daß uns die Gefahr drohte, durch sie aus unseren Stellungen verdrängt zu werden.“

„Unter dem lebenden Geschlecht vielleicht. Aber wenn den Frauen erst die Wege zur Wissenschaft geöffnet sind, könnten Sie sich doch zu hüten haben.“

„Das müssen wir abwarten. Diese Wissenschaft ist eine strenge Göttin, sie verlangt Hingabe des ganzen Menschen.“

„Und diese Hingabe trauen Sie den Frauen nicht zu?“

„Nur mit Ausnahme.“

„Ich meine, hervorragende Männer kann man doch auch zu den Ausnahmen zählen. Oder halten Sie Ihr ganzes Geschlecht für bedeutend?“

Sie lachte ein wenig spöttisch auf.

„Keineswegs; aber Sie werden doch gewiß zugeben, daß bisher wenigstens jeder große Fortschritt von Männern ausgegangen ist.“

„Und doch giebt es auch heute schon Frauen, die auf dem Gebiete, das ihnen fast allein erst offen steht, dem Gebiete der Kunst, ohne Scheu mit den Männern in die Schranken treten dürfen.“

„Es wäre ungalant, daran zu zweifeln, wenn Sie es sagen, mein gnädiges Fräulein. Doch wage ich, zu bemerken, daß die Zahl dieser Frauen doch nur eine sehr kleine ist.“

„Nicht so klein, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die auch dabei noch für die Frauen zu überwinden sind,“ widersprach sie, durch die ironische Art der Behandlung dieses sie so nahe berührenden Themas gereizt.

„Schwierigkeiten? Doch wohl hauptsächlich die, daß die Kunst eiligst an den Nagel gehängt zu werden pflegt, sobald sich die Gelegenheit bietet, zu heirathen.“

„Sind Sie etwa ein Feind des Heirathens, Herr Professor?“

„Durchaus nicht! Ich spreche nur mit Paulus: Heirathen ist gut, nicht heirathen besser.“

„Ich hatte Sie wirklich für zu geistreich gehalten, um sich noch auf diesen mißverständenen Ausspruch des Apostels zu berufen.“

„Mein Himmel, gnädiges Fräulein, wer kann denn immer geistreich sein, und noch dazu auf einem Gebiet, das mir eigentlich sehr fern liegt.“

„Kern? Gedenken Sie etwa, Junggeheile zu bleiben?“

„Welche Gewissensfrage? Wenn ich dieselbe Frage nun an Sie stellte, gnädiges Fräulein?“

„So würde ich offen antworten: es kommt darauf an!“

„Nur dasselbe antworte ich. Wenn ich die Rechte fände!“

„Und das ist schwer?“

„Sehr schwer!“

„Deshalb werden die Ehen auch immer seltener.“

„Ja, ganz auffallend. Ich zähle hier schon in dieser kleinen Gesellschaft ein halbes Duzend mir bekannter Herren, die man in die Rubrik der alten Junggeheile zählen kann.“

Ottomar lachte.

„Sind Ihnen alle Junggeheile unlieblich?“

„Im Gegentheil, ich habe ein gewisses Tendre für sie, weil ich es für sehr wahrscheinlich halte, daß ich eine alte Jungfer werde.“

„Das wäre sehr zu bedauern, gnädiges Fräulein. Leider scheint es so, als ob gerade die werthvollsten Ihres Geschlechtes es oft vorziehen, ledig zu bleiben.“

„Wie seltsam! Eine ganz ähnliche Aeußerung hörte ich kürzlich von einem alten Bekannten, dem Baron von Teschen; Sie kennen vielleicht seinen Namen als Maler? Nicht? Nun, er hat einige recht gute Bilder auf der letzten Ausstellung gehabt. Er stammt aus meiner Heimath, und wir kennen uns seit unserer Kindheit. Doch diese Aeußerung bezog sich keineswegs auf mich, wie Sie vielleicht vermuthen, sondern auf eine jüngere Künstlerin, die jetzt von sich reden macht und vor deren Bilde wir vor einigen Wochen gemeinsam in der Münchener Ausstellung standen. Unter all dem Wust des Unbedeutenden und Hässlichen, das dort zu sehen war, hatte mich dieses aufs Höchste überrascht und angezogen.“

„Ein einfacher Vorwurf. Ein Kind aus dem Hochgebirge, eine Sennerin, die einem am Fuße verletzten Kalbe mitleidig die Wunde küßt. Aber aus dem Kopf des Mädchens spricht viel Empfindung, und das Landschaftliche, die großartige Debe der Gebirgsnatur, ist meisterhaft aufgepaßt. Im Katalog ist das Bild unter dem Titel: „Ihr einziger Schatz“ verzeichnet. Aber auch ohne ihn liebt man, oder glaubt man doch, auf den bleichen Zügen dieses Dorfkinde eine lange Geschichte von Leid und Enttäuschung zu lesen: die Vereinnamung eines liebebedürftigen Herzens, das sich bethätigen muß, sei's auch nur an einem vernunftlosen Thier.“

„Wie lebhaft Sie zu schildern verstehen“, warf Ottomar voll Interesse ein. „Sie machen mich wirklich neugierig; wie heißt denn die Künstlerin?“

„Es ist eben dieselbe Dame, von der Baron Teschen klagte, daß sie, die in jeder Beziehung hervorragend und liebenswerth wäre, allen Ernstens entschlossen zu sein scheint, nicht, wie Sie vorhin behaupteten, den Hinsel niederzulegen, sobald sich ihr ein Heirath böte, sondern unvermählt zu bleiben.“

„Eine Männerfeindin also?“

„Männerfeindin durchaus nicht. Baron von Teschen gehört zu ihren nächsten Freunden.“

„Und es ist ihm noch nicht gelungen, der Dame Abneigung gegen die Ehe zu überwinden?“

„Vielleicht hat er's noch gar nicht versucht, vielleicht will er's auch erst versuchen.“

Beide lachten.

„Dieses vielleicht“, meinte Ottomar, „ist ganz allerliebste. Hoffen wir, daß der Baron noch vor der letzten Eventualität steht, und es ihm gelinge, dieses malende weibliche Genie, dessen Namen Sie mir noch immer vorenthalten, zur Frau Baronin zu machen.“

„Habe ich ihn noch nicht genannt? Sie ist übrigens eine Landsmännin von Ihnen, Berlinerin. Ich irre mich doch nicht, Sie sind Berliner, nicht wahr, Herr Professor?“

„Von reinstem Wasser, hier geboren und erzogen. Doch der Name?“

„Sie heißt Elli Bobin.“

Der Name traf Ottomar zu unverhofft, als daß er nicht eine unwillkürliche Bewegung gemacht hätte. Seine Hand, mit der er eben das gefüllte Champagnerglas an die Lippen führen wollte, bebte so, daß er es rasch wieder niederstellte:

„Sie kennen die Dame wohl?“ fragte Fräulein Malten, der die Erregung Ottomars nicht entgangen war. „Ober haben sie doch gekannt?“ fügte sie, ihn mit prüfendem Auge mustern, hinzu.

„Ja, ich kannte sie,“ gelang es Ottomar, nun doch mit rasch wiedergewonnener Fassung zu antworten.

„Dann kennen Sie auch wohl ihre Vergangenheit? Sie soll ja ein eigenthümliches Geschick gehabt haben. Erst ganz arm, ist sie durch die unerwartete Erbschaft von irgend einem vornehmen Gönner zu Vermögen gekommen, das ihr erst das Studium der Malerei ermöglicht hat. Verhält es sich wirklich so?“

„Allerdings, dieser Gönner war mein eigener Onkel.“

Ottomar warf einen raschen Blick auf sie. Wußte sie etwas, und war diese ganze Geschichte vielleicht nur erzählt, um zu sehen, wie er sich dabei verhalte?

Aber ihre Miene war zu unbefangen. Und warum sollte sie auch von diesen vergangenen Geschichten etwas wissen, da sie so kurze Zeit in Berlin war?

„Ihr Onkel? Wie interessant, erzählen Sie mir doch etwas Näheres darüber.“

Ottomar saß wie auf Kohlen. Wenn doch nur erst die Tafel aufgehoben würde!

Als hätte die Wirthin des Hauses eine Ahnung von seinem Verlangen gehabt, legte sie jetzt wirklich die Serviette zusammen.

Gott sei gedankt! Ein Seufzer der Erleichterung hob Ottomars Brust.

„Später, gnädiges Fräulein, später! Sie sehen, höherer Befehl, wir müssen gehorchen.“ Damit schob er seinen Stuhl zurück und reichte Fräulein Malten den Arm, um sie in den Salon zu führen.

Eine kurze Verbeugung und er schob sich durch den immer mehr sich füllenden Raum nach dem Rauchzimmer hin. Er sollte von Elli Bodin erzählen! So angenehm ihm seine Nachbarin gewesen, diese Zumuthung veranlaßte ihn, ihr soweit als möglich aus dem Wege zu gehen.

Raum hatte er den gemüthlichen Raum erreicht, in dem eine Anzahl von Tischen mit Rauchstiefeln standen, an denen der Kaffee genommen werden sollte, als er sich von Jemand unter den Arm gefaßt fühlte. Sich umblickend, sah er in das freundliche Gesicht von Geheimrath Luzen. „Habe ich Sie wirklich einmal, lieber Professor? Jetzt aber entschließen Sie mir nicht wieder. Lassen Sie uns gleich ein silbes Plätzchen mit Beschlag belegen, damit wir ungestört plaudern können.“

Er zog Ottomar zu einem Erker, der, ziemlich abgefondert, in der That Einsamkeit versprach.

Ottomar fühlte sich auf's Weinlichste berührt. Er ahnte, was kommen würde. Konnte er denn den alten Erinnerungen heute durchaus nicht entfliehen? Luzen schob ihm Cigarren und das Licht zum Anzünden hin, und nachdem er sich selbst eine Cigarre angezündet hatte, lehnte er sich behaglich in seinen Stuhl zurück. „Wissen Sie denn, lieber Professor,“ begann er, lächelnd zu Ottomar hinblickend, „daß ich Sie die ganzen sechs Jahre, die Sie abwesend waren, sehnlich herbeigewünscht habe? Es kein wohl überlegter Entschluß von Ihnen, so lange die Semath zu fliehen. Ihre Anwesenheit hier hätte Manches verhindert, Manches zum Guten wenden können.“

„Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete Ottomar abweisend.

„Doch doch, Lieber! Haben Ihre Eltern Ihnen denn nichts davon mitgetheilt, daß unsere Freundschaft bei der Testaments-eröffnung meines verewigten Freundes, Ihres Onkels, zum Scheitern gekommen ist?“

„Meine Mutter deutete mir so etwas an, ohne mir Genaueres darüber zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Auf der Wartburg.

Eisenach, im Oktober.

Heutzutage ist schließlich Alles Geschäft; und darum wundert man sich nicht allzu sehr, wenn man erfährt, daß selbst die sagenumwobene Burg zu einem ganz platten Geschäftsobjekt geworden

ist, welches bestmöglich ausgenutzt wird. Die ganze Wartburg ist mit all' ihren historischen Stätten, mit Ausnahme der von der großherzoglichen Familie benutzten Räume, in Bauch und Bogen verpackt. Der Inhaber des hübschen Wartburg-Restaurants ist zugleich der Wächter der Burg und ihrer Sehenswürdigkeiten. Er zahlt hierfür 36 000 Mark Pacht, welche Summe zur Instandhaltung der Wartburg benutzt wird; auf Grund dieser Pacht hat er das Recht, von den Besuchern ein Entree zu erheben, die Restauration für sich auszunutzen und Bilder, Postkarten, Führer zc. zu verkaufen. Es ist noch nicht allzu lange her, da bezifferte sich die Pachtsumme auf 600 Thaler; trotzdem diese heute das 20fache beträgt, scheint das Geschäft, das in der Hauptsache von der Reisesaison abhängig ist, doch seinen Mann zu nähren. Die Poesie der Vergangenheit von der Prosa der Gegenwart ausgenutzt, mag ja nicht sehr stimmungsvooll erscheinen, hat jedoch auch manches Gute im Gefolge, sie bietet unbedingt den Vortheil, daß die geschäftlichen Unternehmer, welche aus jenen historischen Stätten Nutzen ziehen wollen, in ihrem eigenen Interesse genöthigt sind, diese nach Möglichkeit zu erhalten und zu schonen. Der Beschauer selbst, dem sich vorher vielleicht Reflexionen über die nüchterne Verwerthung des von Historie, Sage und Dichtung Unflössenhe aufgedrängt haben, wird aus seinem profanen Gedanken gerissen, sobald er die Stätten der großen Vergangenheit vor sich sieht.

Goch oben auf der Spitze der Burg ragt das goldene Kreuz, es leuchtet und glänzt weithin und regt schon aus der Ferne zu jener Stimmung an, von der man beim Betreten und Durchwandern der vom Geist des Alten, Schönen und Großen durchwehten Wartburgräume mit unwiderstehlicher Macht besungen wird. Das Bild jenes tapfersten Mannes in Mönchskutte steigt auf, jenes größten und legensreichsten Geistes-Revolutionärs, jenes freiesten und befreidendsten Helden, jenes kühnen Reformators, der das Denken und Empfinden von Millionen geweckt und in neue Bahnen gelenkt hat. Und darum werden auf der Wartburg nicht jene fürsülichen Prunkgemächer, nicht jener stolze Saal, in dem die Sänger ihre von der Phantasie und der Sage romantisch ausgeschmückten Wettkämpfe ausführten, unser Hauptinteresse erregen, sondern jener kleine, das Lutherzimmer genannte Raum. Hier hat die Mär nichts zu verschönen und zu symbolisieren, hier wirkt die nackte Thatfache. In diesen vier Wänden hat Martin Luther die Bibel übersezt und, wenn auch sein im Verlaufe der Zeit von Tausenden von Besuchern stückchenweise zerstört und fortgetragener Arbeitstisch durch einen anderen aus dem väterlichen Hause des Reformators ersetzt worden ist, wenn auch der berühmte Teufels-Tintenstiel verdächtig frisch erscheint und das baldachinartige Bett keineswegs das Luthers auf der Wartburg ist, sondern von ihm einmal gelegentlich eines Besuches bei dem benachbarten Grafen von Gleichen benutzt sein soll, so stimmt der Raum als solcher so erhebend und nachdenklich, daß es zur Erzeugung dieser Stimmung wahrlich keines echten Mobiliars bedarf. Ein Originalbrief Luthers hängt an der Wand, und merkwürdig — diese feinen, energischen, charakteristischen Schriftzüge erinnern an die eines anderen großen Reformators, dessen Name und Schaffen ebenfalls mit der Wartburg verknüpft ist. Die Hehnlichkeit der Handschriften Martin Luthers und Richard Wagners ist eine geradezu frappante. Die sagenreiche Gestalt des Tannhäuser hat das Schaffen des Bayreuther Meisters mit der stolzen Burg verbunden. Im Sängersaal der Wartburg drängt sich unwillkürlich die Erkenntnis auf, welch' ein dichterisches Genie unser größter musikalischer Reformator war; denn nur ein echter Dichter konnte das bischen Historie und das große Stück Sage mit ihren unklaren Persönlichkeiten und Vorgängen menschlich und dramatisch so gestalten, ihnen ein so kulturhistorisches Relief verleihen, wie dieses Richard Wagner in seinem Operndrama „Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf der Wartburg“ that.

Maxig von Schwind, dessen Andenken in der diesjährigen Münchener Kunstausstellung durch eine Kollektiv-Ausstellung seiner Werke geehrt wurde, hat seiner Zeit auf Anregung Karl Alexanders, des jetzigen Großherzogs von Sachsen-Weimar, der sich um die künstlerische und architektonische Restauration der in der Decadence gemessenen Wartburg ein unsterbliches Verdienst erwarb, die malerische Ausschmückung der einzelnen Theile übernommen. Seine von höchster Romantik, von realistischer Gestaltungskraft und innigstem Empfinden durchzogenen Bilder, welche das Schicksal der heiligen Elisabeth darstellten, sind unergängliche Kunstwerke des Schöpfers „der schönen Melusine“. Sein den Sängersaal zierendes Gemälde, das den Sieg Wolfram von Eschenbach's über Heinrich von Ofterdingen zeigt, belehrt uns indirekt über Ursache und Wirkung der von Wagner

neugeschaffenen Tannhäuser-Sage und Gestalt. Was durch das weltliche, kirchliche und geistige Leben und Dichten des 13. Jahrhunderts mülhte, das Ringen zwischen der aufopfernden Liebe und schwärmerisch begeisterten Hingebung zum Christenthum und dessen Symbolismus einerseits und der Lobpreisung alles irdisch Schönen und Erhebenswerthen andererseits, haben sowohl Schwind als auch Wagner in ihren Schöpfungen angedeutet. Der Verfasser der religiösen Liebe ist bei beiden Meistern Wolfram von Eschenbach; der des irdischen Genießens bei dem einen der mehr historische Osterdingen, bei dem anderen der mehr sagenhafte Tannhäuser. Heinrich von Osterdingen hatte in seinen Wettgefangen dem lebenslustigen Leopold von Oesterreich mehr Lob und Preis angedichtet, als dem tugendhaften Landgrafen von Thüringen; ob seiner gottlosen Sangeskünste wurde er verfolgt, vom Hente gepackt, schließlich aber durch die Zauberkünste Rinasors befreit. Und wie Wagner's Tannhäuser den Saum des Gewandes von Elisabeth küßt, so sehen wir Schwind's Osterdingen, der nach Besiegung durch seinen Gegner Wolfram von Eschenbach vom Hente gefaßt wird, zu den Füßen der Fürstin um Rettung flehen. Der eigentliche Tannhäuser jedoch soll ein Sproß des österröichisch-bayerischen Geschlechts der Tannhäuser und auch ein fühner Sänger gewesen sein, der Herzog Friedrichs II. von Oesterreich Brod aß und dessen Lied sang. Nach seines fürstlichen Gönners Tode wurde Tannhäuser ein ausschweifender Verschwender und schließlich ein wandernder Sänger, der allerdings später für sein sündhaftes Treiben und seine allzugroße Verehrung des Bacchus und der Venus sich, gleich dem Wagner'schen Tannhäuser, schwere Buße auferlegte. Und weiter lehrt uns der Sängersaal, daß bei allem künstlerischen Eifer, bei allem liebevollen Bemühen selbst in den „Tannhäuser“-Aufführungen Bayreuths die Echtheit nicht gewahrt werden kann; damals ließen die Sänger, was auf unserer modernen Bühne die Wirkung abschwächen würde, ihre Lieder auf einem am Ende des Saales errichteten Podium, genannt die Laube, ertönen. Die ursprüngliche Größe des Sängersaales wurde verkürzt und der Laube gegenüberliegende Theil zu einer Kapelle umgebaut. In diesem kleinen, alten Heiligthum reichen sich Vergangenheit und Gegenwart die Hand, hier läßt Kaiser Wilhelm, wenn er zur Auerhahnjagd auf der Warburg weilt, seinen eigenen Gottesdienst abhalten, der sonst an dieser Stätte nur an den Geburtstagen der großherzoglichen Familienmitglieder, sowie am Reformationsfeste stattfindet.

Vom Hügel der Burg schweift der Blick hinüber zu Fels und Berg, hinab zu Stadt und Thal. Jener einsam aufsteigende Hügel ist der Venusberg, er ist fahl und nur von dünnen Farrenkräutern bedeckt; zu der Nüchternheit und Unfreundlichkeit des Aeußeren hat die Phantasie vergangener Jahrhunderte ein üppiges, märchenhaft prunkvolles Inneres hinzugegedichtet, in dem die Göttin der Liebe schmelzend und verderbend haust. Eisenach grüßt empor, die Stadt der rothen Dächer, der Geburtsort Johann Sebastian Bach's. Aus freundsicher Abgeschlossenheit ragt ein lichter Bau hervor, die Fritz-Reuter-Villa, die dazu bestimm ist, das Richard-Wagner-Museum aufzunehmen. Allein freier und erhebender als alle jene von Historie und Sage verklärten Stätten wirkt hier die Natur. In all' ihrer Lieblichkeit und idyllischen Schönheit breiten sich aus das Marienthal und das Annathal, offenbaren sich die jenseitsreichen Reize der Thüringer Lande. Hier kann der Mensch zurückgreifen zur Vergangenheit und sich erfreuen der lachenden Gegenwart, Erholung und Sammlung suchen in der sich still und sanft gebenden Natur, welche ihre wohlthätige Macht, Körper und Geist des hastig und rastlos strebenden Menschen zu friedlicher Ruhe und neuer Stärkung hinzuführen, auf diesem geeigneten Stück Erde in erfrischender und beglückender Weise offenbart.

### Die Kosten eines Brautstandes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Gar häufig hört man heutzutage Klagen über die übertriebenen Ansprüche der Frauen an das Leben, die es vielen jungen Männern unmöglich machen, einen eigenen Hausstand zu gründen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und inwiefern diese Klagen berechtigt sind, sondern nur an einem schlagenden Beispiel darthun, daß dieselben vielleicht zu keiner Zeit mehr am Plage gewesen wären als in der „guten, alten Zeit.“

Im Jahre 1702 feierte ein ehrjamer Frankfurter Bürger seine Hochzeit mit einer Apothekerstochter. Die Kosten, welche dieses Ereigniß und der ihm vorausgehende Brautstand dem glücklichen Bräutigam verursacht haben, hat er gewissenhaft aufgeschrieben. Aus dem umfangreichen Schriftstück erhalten wir einen annähernden Begriff von der vielerühmten Einfachheit unserer Vorfahren und lernen die Nothwendigkeit der ungezügelt, in den früheren Jahrhunderten erlassenen Luxusgesetze erkennen.

Im ersten Kapitel seiner Aufzeichnungen berechnet der Bräutigam, „was er vor der Hochzeit seiner Liebsten verehrt.“ Wir erfahren hier zunächst, daß die Verlobung im Jahre 1701 stattgefunden hat, um dann weiter zu hören, daß die Braut jeden Sonntag den Besuch ihres zukünftigen erhielt. Außer einem Blumenkranz à 1 fl. — eine regelmäßig wiederkehrende Gabe — empfing sie fortwährend kostbare Geschenke, als da sind: französische Seidenbänder und Seidenstoffe, Brabanter Spitzen, goldbestichene Handschuhe, blaueidene Strümpfe u. dergl., sodasß beispielsweise der Besuch am 20. August 1701 9 fl. 15 Kr., am 27. August 12 fl. 15 Kr., am 3. September 9 fl. 40 Kr., am 9. September sogar 24 fl. 49 Kr. Kosten verursacht. Zum Geburtstage erhielt die Braut Geschenke, darunter eine Hermelin-Wurste und nicht weniger als sechs Pfund Konfituren, im Gesammtwerthe von 135 fl. 14 Kr.

Der zweite umfangreiche Abschnitt registriert, „was hin und wieder ausgegeben.“ An der Spitze stehen die Ausgaben für Geschenke an die drei Schwestern der Braut. Außer je einem Paar römischer Handschuhe erhielten die beiden jüngeren silberne Puderstäbchen für 42 fl., während die älteste Schwester mit einem Diamantkrenz im Werthe von 50 fl. ausgezeichnet wurde. Hieran schließt sich eine Uebersicht der anderen Verwandten verehrten Geschenke und die dafür aufgewendeten Mittel. Ein „Heri Better“ und eine „Jungfer Baas“, so „wegen meiner Mariage sich viel bemühet“, empfingen jener ein silbernes Waschbecken mit dito Kamm, deren Kaufpreis mit 74½ fl. angegeben wird, diese ein silbernes Becken für 37½ fl. Vermuthlich wollte der Geschenkgeber dadurch dem auch schon zu seiner Zeit geltenden Grundfasse, daß eine Hand die andere wasche, einen praktischen Ausdruck verleihen. Anderen Gliedern der vielföpfigen Verwandtschaft wurden, und zwar den männlichen silberne Degengriffe und Löffel, den weiblichen silberne Puderstäbchen à 10 fl. 36 Kr. an Werth dargebracht. Der „studiosus theologiae, so Hochzeitscarmina gemachet“, wurde für seine Mühewaltung mit einer baaren Entschädigung von 10 fl. bedacht, und für einen Tanzkursus, an dem das Brautpaar mit zwei Schwestern während 1½ Monaten theilgenommen, 11 fl. aufgewendet. „Herr Feuerlein Mahler“ erhielt „vor unsere beiden Kontrefaits“ merkwürdigerweise nur 39 fl., ein anderer Künstler dagegen, der den Rahmen dazu geschnitten und ihn vergoldet hatte, 60 fl. — Die „Brautparaque“ ist mit 22½ fl., der Brautbeugen mit 27 fl. und der Rattun-Bettvorhang mit 43 fl. in Rechnung gestellt. Das Kapitel schließt mit einer Auflistung der den Dienstboten geschuldenen Trinkgelber. Der geplagte Bräutigam zahlte den Wägden für „Heimleuchten“ das erste Mal 3 fl., für acht Mal hernach 8 fl., für 14 Mal folgend 7 fl., zu geschweigen, was zuvor an die Wägde verehrt.

Der dritte Abschnitt handelt von den „Ausgaben der Hochzeit“. Zur Hochzeit, welche drei Tage währte, lieferte die Braut die Speisen, während der Bräutigam die Lokalmieth, die Musik, Bedienung und die Getränke zu bestreiten hatte. Die Feier selbst wurde in dem „Christlichen Hochzeitshaus“, dem Kaufhause zum Braunsfels“, begangen, welches für diesen Tag sammt „Behentung“ (Decorations) für die Summe von 21 fl. gemiethet war. An vier Kutsher wurden pro Tag 12 fl. und an zwei Hellebarbiere „für zwei Tage aufwarten“ 6 fl. verabfolgt. Die Tafelbedier („Tischdiener“) „für die Tische aufzuschlagen und den dritten Tag aufzuwarten“ erhielten nur 5 fl. An 24 Fackelträger wurden je 3 fl., an die Musikanten 35 fl. 45 Kr. gezahlt und für Leuchter 4 fl. ausgegeben. Geradepu kolossal waren die Ausgaben für Wein. Es wurden von den Hochzeitsgästen vertilgt: erstens ein Ohm 13 Viertel (ein Ohm enthielt etwa 150 Liter) guter 84er (Jahrgang 1684) für 150 fl. 45 Kr.; dann drei Ohm drei Viertel 94er für 184 fl. 16 Kr., ferner zwei Ohm drei Viertel 97er für 48 fl. und 22 Kr. Außerdem wurde ein Ohm Bier für 3 fl. 30 Kr. und für 10 fl. 30 Kr. Sauerwasser getrunken. Für Gläser waren 7 fl. und 24 Kr. und an den Küfer 8 fl. 36 Kr. zu zahlen. Der „Hochzeitlader“ wurde mit 3 fl., die „Straßenjungen, so ihn begleitete“, mit 2, die Knechte „so auf mich und meine Liebste aufgewartet“, mit 3 fl. bedacht und die Stadtkarren durch ein Geschenk von 50 fl. erfreut.

An „Auslagen des Braut schmucks“ sind verzeichnet: 1. für einen Diamantschmuck von einem Juden in Hamburg 852 fl. 22 Kr., 2. für einen zweiten desgl. in Frankfurt gekauft 225 fl. und für „beide zu fassen“ 35 fl., 3. für eine „vergoldete Sackuhr“ 67 fl. 30 Kr., 4. für eine silberne Toilette, von einem Augsburger Silber Schmied bezogen, nebst silbernem, verguldetem Spiegel, einer Decke von Taffet und Silber spitzen, einer silbernen Rehrbürste, einem „vergoldetem Riech-Wasser-Büchlein“ dazu „zwei wohlriechende Luchseher Rüslein (Rissen), so aus Italien mitgebracht“, 334 fl. und 32 Kr.

### Allerlei.

**Aus dem Leben der jungen Königin von Holland.** Königin Wilhelmine der Niederlande, welche am 31. August 1880 geboren, am geizigen Sonnabend konfirmirt wurde, hat nicht mehr ganz zwei Jahre zurückzulegen, bis an ihr die Krönung vollzogen wird und sie offiziell die Regierung übernimmt, die bis zur Vollendung des achtzehnten Lebensjahres ihre Mutter, die Königin Emma, führt. Die junge Königin ist streng erzo gen. Täglich muß sie um 7 Uhr aufstehen und erhält von 9 Uhr bis gegen Mittag Unterricht, nimmt dann mit ihrer Mutter das Frühstück ein, macht bei gutem Wetter eine Spazierfahrt und erhält dann wieder bis zur Theestunde Unterricht. Nach diesem beschäftigt sie sich als große Blumenfreundin entweder im Garten oder fährt mit ihrem Ponys aus, wenn sie es nicht vorzieht, einen Spazierritt zu machen, auf dem sie von einem Reitknechte begleitet wird. Gegen 7 Uhr wird das Diner eingenommen und dann muß sie pünktlich um 10 Uhr zu Bett gehen. Mit diesem frühzeitigen Aufstehen der Ruhe ist sie aber wenig zufrieden gewesen, worüber sie sich einmal bei ihrem Besuche am Berliner Hofe vor einigen Jahren, Ende Mai 1892, sehr drastisch geäußert hat. Sie mußte damals mit den kaiserlichen Söhnen, die jünger sind, zu gleicher Zeit zur Ruhe gehen, und nahm dies so übel auf, daß sie erklärte, niemals wieder nach Berlin zu kommen. Die Königin lernt gern und spricht fünf Sprachen außer der holländischen, von den fremden am liebsten die englische, was wohl darin seinen Grund hat, daß ihr von ihren Erzieherinnen eine Engländerin, Miß Winber, am meisten sympathisch ist. Es ist nur ein einziger Fall bekannt, in welchem die junge Königin dieser einen Streich zu spielen versuchte, den sie dadurch ausführte, daß sie, als sie die Karte von Europa zeichnen sollte, den Niederlanden einen etwas großen Umfang gab und England winzig klein zeichnete. Königin Wilhelmine ist eine schöne Erscheinung, schlank und blond, lebhaft und sehr liebenswürdig, dabei sich ihrer Würde als der einjährige Herrscherin aber auch wohl bewußt. Diese wollte sie auch einmal ihrer Mutter gegenüber geltend machen, womit sie bei dieser jedoch kein Glück hatte. Wegen einer Unart hatte sie von der Mutter einen Verweis erhalten. Später suchte sie die Mutter auf, um Abbitte zu leisten. Als sie an deren Zimmer klopfte und die Mutter fragte: „Wer ist da?“ antwortete die Tochter: „Die Königin der Niederlande,“ worauf die Mutter entgegnete: „Die Königin kann draußen bleiben.“ Als diese nach einer Weile dann wieder klopfte und die Frage hörte, wer da poche, antwortete sie ganz kleinlaut: „Wilhelmine!“ Jetzt durfte sie eintreten und erhielt von der Mutter als Verzeihung einen Kuß.

**Um einen Kuß.** Einen seltenen Urtheilspruch wird demnachst das Gericht von Dublin zu fällen haben. Eine dort wohnende Rentnerin, die bereits das kanonische Alter erreicht hat, entbrannte in heißer Liebe zu einem um 30 Jahre jüngeren Jünger Merkurs, welcher die Heilichkeit liebende Nenscheit in seinem kleinen Laden mit Waschmitteln vertrieb. Die Werbungen der Rentnerin ließen den Jüngling jedoch trotz des Reichthums seiner Verehrerin kalt, sein Herz gehörte einem jungen Mädchen an, mit dem er sich verlobt hatte und vor den Altar zu treten gedachte. Die ältere Dame kann nun auf Nachsicht. Sie betrat den kleinen Seifenladen, als ihre Nebenbuhlerin bei dem Geliebten verweilte, fiel ihm um den Hals, küßte den Besützten, nannte ihn einen Treulosen und verließ das Geschäft. Zornentbrannt löste die junge Dame hierauf alle Beziehungen zu ihrem Verlobten. Jeder Vermittelungsversuch blieb erfolglos. Nun hat der Vermittler gegen die schlüßige, alte Dame auf 60 000 Mark Schadenersatz geklagt. Denn so hoch belief sich die Summe, welche seine geordnete Braut ihm in die Ehe gebracht hätte.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Heinrich von Treitschke, Deutsche Kämpfe.** Neue Folge. Schriften zur Tagespolitik. Leipzig, S. Hirzel 1896. Preis geb. 6 Mk., elegant geb. 8 Mk. Soeben ist im Verlage von S. Hirzel in Leipzig das letzte Werk Heinrich von Treitschke's erschienen, dessen Anordnung der vor wenigen Monaten heimgegangene große Gelehrte und Patriot noch selbst bestimmt hat. Unter dem Titel „Deutsche

Kämpfe, Neue Folge“, umfaßt es die publizistische Thätigkeit des Geschichtsschreibers der deutschen Einheitsbewegung während der letzten und reifsten Periode seines reichen Wirkens. Die Sammlung beginnt mit einem Artikel „Unsere Aussichten“ aus dem Herbst des Jahres 1879. Die dort vertretene Auffassung von dem Wesen des modernen Judenthums hat bei den Einen stürmischen Beifall, auf der anderen Seite die erregtesten Entgegnungen herodgerufen. Dadurch wurde Treitschke veranlaßt, seinen Standpunkt noch mehrfach mit der ihm eigenen Unerchrockenheit zu vertheidigen. Ein anderer Auszug der reichhaltigen Sammlung fordert den endlichen Zollanschluß Hamburgs. Jedermann muß einräumen, daß die tief eingeleuchteten Vorurtheile der hanseatischen Kaufleute, die Treitschke mit der überlegenen Einsicht des durch keine Sonderinteressen beeinflussten Staatsmannes widerlegt, sich in der That seither als völlig unzutreffend erwiesen haben. Ebenso bewährt Treitschke seinen Seherblick in dem schmerzvollen Artikel, mit dem er die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik begrüßt. Man sollte glauben, vornehmlich die Betrachtungen über unsere Stellungnahme zu den Boeren und zur Kapkolonie seien nicht vor einem Desennium, sondern unter dem trübsamen Eindruck der Ereignisse dieses Frühjahrs geschrieben. Ueberhaupt giebt es wenige Gebiete des öffentlichen Lebens der Gegenwart (Orientalpolitik, Gymnasialwesen, Volksschulvorlage u. s. w.), die der geniale Mann nicht irgendwie mit geistvollen Bemerkungen getreift hat. Von hinreichendem Schöpfung sind die Arbeiten, die Treitschke seinem Lieblingshelden, Kaiser Wilhelm I. gewidmet. Mit welcher Liebe weiß er in wenigen großen Zügen die wesentlichen Eigenschaften herauszubeben, auf denen seinen so einjige Monarchengröße beruht! Die Rede zum 25jährigen Regierungsantritt des greisen Königs und der Kaiser, „Zwei Kaiser“, der seiner Zeit in wenigen Tagen zehn Auflagen erforderlich machte, gehören unzweifelhaft mit zu dem Vollendesten, was je in deutscher Prosa geschrieben ist. Allen Freunden des großen Historikers, die es bedauern, daß Treitschke seine deutsche Geschichte nicht mehr hat zu Ende führen dürfen, finden in der neuen Folge der „Deutschen Kämpfe“ Aufschluß über seine Auffassung der wichtigsten Punkte der nationalen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. Ihnen und den heranwachsenden Geschlechtern, die der begeisterten Lehrer nicht mehr mit seiner Vaterlandsliebe und mit seinem Staatsideal erfüllen konnte, sei dieses Vermächtniß seines Geistes und seiner Art auf das Nachdrücklichste empfohlen!

— **St. Hubertus**, wöchentlich erscheinende illustrierte Zeitschrift für Jagd- und Hundezucht, Fischerei und Naturkunde. Organ vieler jagdlicher und knologischen Vereine. Verlag von Paul Schettler's Erben, Cöthen (Anhalt). XIV. Jahrgang. Nr. 42. Inhalt: Ein Raikulator. Gedicht von Heinrich Laube. — Im Hochgebirge. Von F. Wandtschka. II. — Aus der Oberpfalz. — Aus Oberhessen. — Eine neue Universal-Versicherung für Schrotgewehre. — Naturwissenschaft. — Aus dem Ruckrad. — Galati. — Von untern Hund. — Aus den Vereinen. — Vom Wildmarkt. — Jägerbein. — Zwischen Lipp und Kelschstrand. Erzählung von Georg Steinacker. — Kunstbeilage: Die Nacht. Zum gleichnamigen Gedicht von Adalbert v. Hauffstein.

— Als eine Fortsetzung der „Sammlung illustrierter Literaturgeschichten“, die im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig und Wien erscheint, beginnt soeben eine „Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ in Lieferungen ansagegeben zu werden. Die Namen der beiden Verfasser, Professor Dr. Friedrich Vogt und Professor Dr. Max Koch, die vereint an der Breslauer Universität als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur wirken, bürgen für die inhaltliche Gediegenheit und stilistische Schönheit der bedeutungsvollen Arbeit, und da die Verlagsanstalt schon mit dem ersten Theile ihrer Sammlung „Wilkors' Geschichte der englischen Literatur“ ein ganz außerordentlichen Erfolg gehabt hat, darf man wohl annehmen, daß hier, wo es sich um unsere deutsche, nationale Literatur handelt, der Beifall zum mindesten nicht geringer sein werde. Die erste Lieferung, die uns vorliegt, führt den Leser in die ältesten Zeiten des Germanenthums, in die Zeiten heidnischen Götterglaubens, läßt die Merseburger Zaubersprüche vor uns entrollt werden, uns mit dem Sildbrandsliede einen tiefen Blick in die Entwicklung unserer Heldensage thun, den gothischen Bischof Wulfila bei seiner Bibelübersetzung belauden u. s. f. Alles ist auf gediegenster wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, aber auf das Verständlichste weiter Kreise berechnet und daher geschmackvoll geschrieben und frei von gelehrtem Ballast. Hand in Hand mit dem vortrefflichen Text geben die illustrierten Beigaben. Einer Reihe wohlgelegener Holzsnitte im Text find die technisch vorzüglich ausgeführte Farbendrucktafel „Lund und Wolf“ aus Bonner's Fabeln, sowie die Schwarzdrucktafel „Der Hauptortreiter der deutschen Romantik“ und „Proben deutscher Gedichte des 12. Jahrhunderts“ beigegeben. Man muß bekennen, daß in diesem Illustrations-schnid künstlerische Vornehmheit mit historischer Treue aus Englie verschmolzen ist, und daß die Abbildungen daher als wesentlicher Bestandtheil des Werkes dankbar begrüßen. Das ganze Werk wird mit 14 Lieferungen, jede zum Preise von 1 Mk., vollendet sein.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.